

Einwanderung als Erfahrung: die Vereinigten Staaten als Vorbild?

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts haben die europäischen Nationen die Ankunft von Menschen aus anderen Kulturen erlebt. Bis in die jüngste Vergangenheit hinein handelte es sich dabei um im Ausmaß eher geringfügige Wanderungsbewegungen. Die Neuankömmlinge boten wenig Anlaß zur Sorge. Die europäischen Nationen waren vielmehr Entsender von Hunderttausenden von Emigranten, die den alten Kontinent in verschiedene Richtungen, vor allem aber nach den Vereinigten Staaten verließen. Die Auswanderung war Europa daher viel vertrauter als die Einwanderung.

Doch innerhalb weniger Jahre wurden die früheren Entsenderländer zu Aufnahmeländern und erlebten somit einen deutlich sichtbaren demographischen Wandel. Und die relativ homogenen Nationen empfinden das Einströmen von Menschengruppen anderer Rassen, Religionen und Kulturen als ein neues, ungewohntes soziales Phänomen. Angesichts reflexartiger Ängste, angesichts von Mißtrauen, Vorbehalten, Feindschaft und sogar ethnischer Gewalt stellt sich eine vernünftige Frage: Können aus der jahrhundertalten Erfahrung der Vereinigten Staaten mit einer Vielzahl von sehr unterschiedlichen Einwanderern Einsichten gewonnen oder Lehren gezogen werden?

Einige werden diese Frage gewiß rasch zurückweisen, indem sie feststellen, daß sich ihre Nation von der der Vereinigten Staaten so stark unterscheidet, das vergleichbare Lehren unwahrscheinlich oder irrelevant seien. Andere, die vor einer multikulturellen Gesellschaft zurückschrecken, werden vorbringen, daß sie einen Weg wie den amerikanischen vermeiden wollen und daher keinen Bedarf an dessen Erfahrungen und Lehren haben. Argumente dieser Art gründen sich häufig auf nationahstische Mythen, beispielsweise auf die unzutreffende Annahme, daß das eigene Land bis vor kurzem sehr homogen gewesen sei, während die Vereinigten Staaten schon immer eine Einwanderer-Nation waren. Tatsache ist vielmehr, daß Multikulturalismus – außer in wenigen, sehr isolierten Gebieten – in Europa seit Generationen existiert. Ob durch Eroberung, Wanderungsbewegungen, internationalen Handel oder Vereinigung vormals getrennter Gebiete, die gegenwärtigen europäischen Nationalstaaten sind lange vor den jüngsten Einwanderungen aus verschiedenen Subkulturen zusammengefügt worden.

Selbstverständlich blickt jedes Land auf eine eigene Geschichte zurück, die sich von der seiner Nachbarn und auch von der der Vereinigten Staaten unterscheidet. Das gilt gleichfalls für die jeweilige Verfassung, Kultur, Regierungspolitik und Regierungsweise. Dennoch sind damit drei soziologische Wahrheiten nicht zu erklären. *Erstens* vollzieht sich in Mehrheiten-Minderheiten-Beziehungen menschliches Verhalten in erkennbaren Mustern. *Zweitens* zeigen drei verschiedene Einwanderungsschübe in die Vereinigten Staaten die Dauerhaftigkeit dieser Muster trotz des sozialen und technologischen Wandels. *Drittens* stellen diese Verhaltensmuster eine universale menschliche Erscheinung dar und lassen sich in der gegenwärtigen europäischen Szenerie klar erkennen.

Ein Hinweis macht sich an dieser Stelle erforderlich. Indem er die gegenwärtigen Spannungen zwischen den Gruppen in einen interkulturellen Kontext stellt, konzentriert sich dieser Beitrag auf die negativen Reaktionen auf die Einwanderung. Es sollte jedoch beachtet werden, daß sich die amerikanische Gesellschaft viel häufiger offen und empfänglich gegenüber Einwanderern gezeigt hat. Wäre dies nicht der Fall gewesen, gäbe es ihre Geschichte als Einwanderer-Nation nicht.

Vielfalt im kolonialen Amerika

Bereits vor den drei Einwanderungsschüben waren die Vereinigten Staaten ein Land der Vielfalt. Die Namen der frühen Siedlerkolonien legen ein Zeugnis dieses Pluralismus ab: Jamestown (englisch), Neu-Amsterdam, Neu-Belgien, Neu-Schweden, Neu-Smyrna (griechisch), New Orleans (französisch), St. Augustine (spanisch) und Germantown (Pennsylvania). Die meisten der Kolonialsiedlungen des 17. Jhs. waren separate und ethnisch homogene Enklaven mit Neu-Amsterdam als einer bemerkenswerten pluralistischen Ausnahme.

„1660 bemerkte der holländische Gouverneur von New Netherland, William Kieft, zu dem französischen Jesuiten Issac Jogues, daß im Fort Amsterdam und in seiner näheren Umgebung an der Spitze der Insel Manhattan 18 Sprachen heimisch seien... Das erste Schiff mit Siedlern an Bord, das die Holländer auf die Reise schickten, bestand größtenteils aus französischen Protestanten, Briten, Deutsche, Finnen, Juden, Schweden, Afrikaner, Italiener und Iren folgten nisch und bildeten einen Strom, der seither nicht mehr gestoppt wurde.“¹

Diese Kolonie gedieh in ihrer Vielfalt. Der Vorsteher der Quäker, William Penn, sah Weisheit in dieser Vielfalt und bemühte sich aktiv um die Ansiedlung von Deutschen in der englischen Kolonie Pennsylvania. 1770 war

Pennsylvania zu einem Drittel deutsch. Das beunruhigte den Staatsmann und Gründervater der USA, Benjamin Franklin. Er artikuliert seine Furcht über deren Zahl und Konzentration, über ihre Bewahrung von Sprache und Gebräuchen. Die von ihm empfundene Bedrohung durch eine andere Kultur, liest sich wie ein Vorläufer von den sinngemäßen Äußerungen, die in den neunziger Jahren unseres Jahrhunderts in allen Empfängerstaaten zu hören sind: „Warum sollten wir es zulassen, daß die pfälzischen Deutschen in unsere Siedlungen strömen und dadurch, daß sie sich zusammentun, ihre Sprache und ihre Sitten durchsetzen und unsere verdrängen? Warum sollte Pennsylvania, von Engländern gegründet, eine Kolonie von Ausländern werden, die schon bald so zahlreich sein werden, daß sie uns germanisieren, statt daß wir sie anglisieren?“²

Franklin ängstigte besonders die Sprache. Angesichts der schwachen Englischkenntnisse der Siedler, ihrer deutschsprachigen Zeitungen und ihrer Bedürftigkeit nach Dolmetschern, murrte er: „Ich nehme an, in einigen Jahren wird im Kongreß der einen Hälfte von Abgeordneten erklärt werden müssen, was die andere Hälfte sagt.“³

Heute sind Sprachbarrieren schon wegen dem starken Einfluß der Massenmedien spätestens nach einer Generation überwunden. In aller Regel lernen die Kinder die Sprache des Landes, in dem sie aufwachsen. Zu Franklins Zeiten, als ethnische Minderheiten viel stärker isoliert waren, liefen diese Prozesse deutlich langsamer ab. Ein Beispiel waren die Holländer, deren Kolonie unter englische Kontrolle geriet und 1664 in New York umbenannt wurde. Sie bewahrten ihre Kultur mehr als weitere hundert Jahre, führten Englisch als Unterrichtssprache in ihren Schulen erst 1774 ein, und Holländisch dominierte in abgeschiedenen Gebieten der New York-New Jersey-Region auch noch im 19. Jh.⁴

Trotz dieser frühen Vielfalt ergab die erste offizielle Volkszählung der Vereinigten Staaten im Jahr 1790, daß die weiße, angelsächsische, protestantische Kultur (WASP) zur dominierenden der jungen Nation geworden war. Die Engländer, Schotten und schottischen Iren bildeten 74,1% der weißen Bevölkerung. Das WASP-Element war die eindeutig vorherrschende Gruppe und Kultur, doch die anderen ethnischen Gruppen der weißen Bevölkerung bewahrten ihre Bedeutung. Die größte von ihnen waren die Deutschen (8,6%), gefolgt von den Iren (3,6%), den Holländern (3,1%), den Franzosen und Schweden (3%) sowie von verschiedenen anderen Gruppen (7,6%).⁵

Die ersten Einwanderer

Die Welt des 18. Jhs. unterscheidet sich grundlegend von der unserer Tage.

Dennoch können wir in dieser Periode der amerikanischen Geschichte das Urbild für das Verständnis auch der heutigen Erfahrungen mit der Einwanderung in praktisch jedem Empfängerland ausmachen.

Zunächst ließen sich die Einwanderer nicht irgendwo nieder. Sie wußten vielmehr ganz genau, wohin sie gingen. Sie folgten einer Wanderungskette, indem sie sich Verwandten oder Freunden anschlossen, die die Reise schon früher unternommen hatten. Sie zogen zusammen und bildeten somit ethnische Gemeinschaften, die ein aktives Netzwerk der Unterstützung für Neuankömmlinge entwickelten, um deren Anpassung an das neue Land zu befördern. Das schloß auch die Bildung paralleler sozialer Institutionen ein – eine subkulturelle Reproduktion von Institutionen der größeren Gesellschaft – wie Kirchen, Schulen, Geschäfte, Organisationen und Zeitungen – als eine Art „Unterdruckkammer“, um den Fremden in einem fremden Land Vertrautheit, Sicherheit und emotionale Unterstützung zu bieten.

Diese Elemente begründeten eine gewisse ethnische Vitalität innerhalb einer bestimmten territorialen Nachbarschaft. Die Ethnizität eines einzelnen blieb eine alltägliche Realität, die durch die Muttersprache, Bräuche, Küche, Kleidung und Dutzende weiterer Attribute erfahren und bestätigt wurde. Dennoch erwies sich das als ein zeitweiliges Phänomen, da nachfolgende Generationen sich stärker mit dem Land ihrer Geburt als mit dem ihrer Vorfäter identifizierten.

Innerhalb der ethnischen Gemeinschaft setzte ein Prozeß der „Ethnogenese“ ein, als sich die Kräfte der Assimilation bemerkbar machten.⁶ Das Erlebnis der prägenden Kultur in ihrem neuen Land veranlaßte die erste Generation der Einwanderer, einige von deren Elementen anzunehmen und andere zu modifizieren. Gleichzeitig wurden Bestandteile ihres eigenen kulturellen Erbes bewahrt, modifiziert oder auch aufgegeben, um sich an das neue Land anzupassen. Das Ergebnis war eine bestimmte neue Gruppe, die sich sowohl von anderen Gruppen im Gastgeberland als auch von ihren Landsleuten unterschied, die noch in ihrem Heimatland lebten.

Eine solche Entwicklung wird von den Zeitzeugen häufig nicht verstanden und verursacht Beunruhigung. Dies galt nicht allein für Benjamin Franklin, sondern auch für den ersten Präsidenten der Nation, George Washington, der in Sorge wegen der französischen, deutschen und irischen Einwanderer 1798 an seinen Nachfolger John Adams schrieb: „Meine Meinung hinsichtlich der Einwanderung ist, daß sie bis auf Ausnahmen, wie bei nützlichen Handwerkern und bei einigen bestimmten Menschen und Berufen, nicht unterstützt werden soll, da es sehr fraglich ist, ob daraus wirklich Vorteile gewonnen werden können. Bei einer Ansiedlung in einer Gemeinschaft bewahren sie (die Einwanderer – der Übers.) ihre Sprache, Verhaltensweisen und Prinzipien (seien sie gut oder schlecht), die sie mitgebracht haben.“⁷

Die Furcht, die einige der Gründungsväter gegenüber der Einwanderung hegten, war grundlos, denn die Neuankömmlinge und ihre Nachfahren assimilierten sich schrittweise. Die einmal geäußerten Befürchtungen fanden jedoch immer wieder ein Echo während der drei Einwanderungsschübe, die die Vereinigten Staaten erleben sollten.

Die drei Einwanderungsschübe nach Amerika

Seit 1820, die Einwohnerzahl war inzwischen auf 9,6 Millionen gestiegen, führt die amerikanische Regierung offizielle Statistiken über die Einwanderer. In den seither vergangenen 174 Jahren sind über 60 Millionen Einwanderer in die Vereinigten Staaten gekommen, wobei etwa 63 Prozent davon aus europäischen Ländern stammten.⁸

Zwischen 1820 und 1860 vollzog sich der erste große Schub der Einwanderung. Etwa 5 Millionen Menschen, vor allem aus Irland (2 Millionen) und Deutschland (1,5 Millionen) ließen sich in den Vereinigten Staaten nieder. Diese Neuankömmlinge bevorzugten Städte, die Iren vornehmlich die entlang der Ostküste und die Deutschen die im Mittelwesten. Iren arbeiteten auch beim Eisenbahnbau im Mittelabschnitt, während viele der nicht in Städten siedelnden Deutschen Farmer im Mittelwesten wurden.

In dieser vierzigjährigen Periode stieg die Bevölkerung der USA auf mehr als das Dreifache, von 9,6 Millionen (1820) auf 31,4 Millionen im Jahr 1860. In diesem Jahr war etwa jeder sechste Einwohner ein Einwanderer. Da von den Einwanderern ebenfalls nur etwa ein Sechstel der in Amerika vorherrschenden WASP-Kultur zugerechnet werden konnte, stellten sich häufig negative Reaktionen der einheimischen Bevölkerung ein, was weiter unten noch genauer behandelt wird.

Zwischen 1880 und 1920 war erneut eine Masseneinwanderung in die Vereinigten Staaten zu verzeichnen. In diesem Zeitraum kamen 23,5 Millionen Einwanderer, 88 Prozent von ihnen aus Europa. Zwar stellte Deutschland den größten Einzelanteil (2,4 Millionen), doch wurde dieses Mal die Szene von den Süd-, Ost- und Mitteleuropäern beherrscht, die mit 12 Millionen 58 Prozent der europäischen Einwanderung ausmachten.

Diese Einwanderer gelangten in ein Amerika, das sich sehr stark von dem unterschied, das die früheren Immigranten vorgefunden hatten. Amerika zeigte sich als eine blühende Industrienation, deren Fabriken vor allem in den Städten errichtet waren. Die europäischen Einwanderer, die meisten mit bäuerlicher Herkunft, stammten in der Mehrzahl aus Dörfern und kleinen Städten. Sie hausten nun in überfüllten Wohnungen und arbeiteten in Fabriken. Ihnen wurde eine große Anpassungsleistung abverlangt: Sie mußten sich an einen urbanen Lebensstil in einer industrialisierten Nation mit einer

fremden Sprache und unbekanntem Bräuchen gewöhnen. Dies war um so schwerer, da diese Einwanderer mehrheitlich unter ärmlichen Bedingungen leben mußten, die von Verbrechen, Ausplünderung, Krankheiten, Seuchen und Tod gezeichnet waren.

In diesen vierzig Jahren verdoppelte sich die Bevölkerung von 50,1 Millionen (1880) auf 105,7 Millionen (1920). Damals war etwa ein Fünftel der Einwohner Einwanderer, deutlich mehr als 1860, als das Verhältnis 1:6 betrug. Das dunkle Erscheinungsbild der aus dem Mittelmeerraum stammenden, vor allem der italienischen Katholiken und die kulturellen Besonderheiten der osteuropäischen Juden, alarmierten die Einheimischen, die darin eine Gefahr für den Charakter und die Zusammensetzung ihrer Nation sahen.

Gegenwärtig sind wir Zeugen einer dritten Einwanderungswelle. In den zurückliegenden fünfzehn Jahren erlebten die Vereinigten Staaten den größten Fluß von Immigranten in der Erinnerung praktisch jedes lebenden Amerikaners. In dieser Zeit hat das Land mehr als doppelt so viele Einwanderer aufgenommen wie alle anderen Länder der Welt zusammengenommen. Niemals seit der ersten Dekade dieses Jahrhunderts sind so viel Neuankömmlinge Amerikaner geworden.

Ungefähr 4,5 Millionen Einwanderer kamen in den siebziger und 7,3 Millionen in den achtziger Jahren. Ungefähr eine Million jährlich erreichen seit Beginn der neunziger Jahre Amerika. Bei einer Gesamtbevölkerung, die sich der 250 Millionen-Grenze nähert, beträgt der Anteil der seit 1970 Eingewanderten etwa ein Siebzehntel. Das ist deutlich weniger als das früher erreichte Verhältnis von 1:5 bzw. 1:6.

Im Unterschied zu früheren Einwanderungen, die meist Europäer ins Land brachten, liegen die Herkunftsregionen diesmal in der Dritten Welt. 37 Prozent der Einwanderer stammen aus Asien, 48 Prozent aus der Karibik, aus Mittel- und Südamerika und nur 10 Prozent aus Europa.

Rechtsextremisten

Während dieser drei Einwanderungsschübe erlebten die Vereinigten Staaten aufrührerische und hetzerische Rhetorik politischer Demagogen, die die Besorgnisse der Einheimischen auszunutzen trachteten. Leider wurde auch von seiten radikaler Reaktionäre Gewalt gegen Ausländer ausgeübt. So entstanden in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in vielen Städten Organisationen „angestammter Amerikaner“. Sie hetzten häufig den Mob auf, um „katholische Klöster, Kirchen und Heime niederzubrennen, Nonnen anzugreifen und Iren, Deutsche und Neger zu ermorden.“⁴⁹

Diese sporadischen Ausbrüche wuchsen schließlich in die mächtige *Know-Nothing* Bewegung der fünfziger Jahre des 19. Jhs. hinüber. Diese

bestand aus einer bössartigen Haßkampagne, die häufig mit brutaler Gewalt einherging. Dies war besonders in den großen Städten der Fall, wo viele deutsche und irische Einwohner lebten. So am 5. August 1855, der noch lange als „blutiger Montag“ in Erinnerung bleiben sollte. Eine Gruppe der Know-Nothings in Kentucky, aufgebracht durch herzerische Artikel im *Louisville Journal*, stürmte das deutsche Viertel der Stadt, ermordete 22 Menschen und verletzte Hunderte. Sechzehn Häuser wurden niedergebrannt.

Überraschend erfolgreich in ihrer Haßkampagne wurden die Know-Nothings „zu einem Magnet für alle verwirrten Elemente im politischen Strudel. Sie nährten sich aus pathologischen Ängsten und fachten die kleinliche Feindseligkeit, die sich in den Köpfen der Leute festgesetzt hatte, bis zur Weißglut an.“¹⁰ Zuweilen gelang es ihnen, Menschen unter ihrem politischen Banner zu sammeln.

Ein Präsidentschaftskandidat der Whig-Partei, General Winfield Scott, führte 1852 einen antikatholischen, gegen Ausländer gerichteten Wahlkampf, der von der Know-Nothing unterstützt wurde. Obwohl der Wahlkampf gegen den Demokraten Franklin Pierce klar verloren wurde, war die Know-Nothing-Party zwei Jahre später stark genug, um 75 Kongreßabgeordnete und viele Offizielle in die Städte-, County- und Staatenverwaltungen zu bringen.¹¹ 1855 stellte sie sechs Gouverneure, und viele glaubten, daß diese reaktionäre Bewegung bei den Präsidentschaftswahlen im Jahr 1856 das Weiße Haus erobern würde.¹² Ein starker Kandidat, der frühere Präsident Millard Fillmore, versuchte mit Hilfe der Know-Nothing in das Amt zurückzukehren. Die konservative Whig-Partei unterstützte Fillmore, doch eine schwerwiegende Spaltung in den eigenen Reihen, die zu Überritten zu dem republikanischen Kandidaten John C. Fremont führte, ermöglichte dem Demokraten James Buchanan, das Dreier-Rennen zu gewinnen. Später ließ die bittere, territorial geprägte Rivalität des Bürgerkrieges diese ethnozentristisch-xenophobische Bewegung obsolet werden.

1887 begann der kurzlebige, doch höchst erfolgreiche Aufstieg der antikatholischen *American Protective Association* (APA). Sie entstand in Iowa und wurde binnen kurzen zu einer nationalen Kraft von einer halben Million Mitglieder.¹³ Indem sie sich gegen die Beschäftigung von Katholiken und für eine ausschließliche Beschäftigung von Protestanten einsetzte, brachte die APA bei vielen amerikanischen Arbeitern eine empfängliche Saite zum Klingen. Unter Amerikas Arbeitern war damals der Glaube weit verbreitet, die katholischen Einwanderer nähmen ihnen die Arbeitsplätze weg, insbesondere nach der Panik von 1893 und der darauf einsetzenden Arbeitslosigkeit. Während die APA anders als im Süden einigen Erfolg im Osten erzielen konnte, lagen ihre Hochburgen im Mittelwesten. Die von ihr unterstützten Kandidaten errangen die Kontrolle der Stadtregierungen von Detroit, Kansas

City und Milwaukee, die alle ihre katholischen Beschäftigten entließen.

1915 wurde der Ku Klux Klan, der ursprünglich nach dem Bürgerkrieg gegründet worden war, um Schwarze und politische Aktivisten zu terrorisieren, von William J. Simmons wiederbelebt. In seiner neuen Gestalt mit formalisierten Ritualen und straffer Organisation erweiterte sich die rassistische Ausrichtung des Klan zu einem allgemeinen Nationalismus und zu ethnischer Exklusivität gegen die Ost-, Süd- und Mitteleuropäer, die in dieser Zeit in bislang ungekannter Zahl ins Land kamen. Der Klan nutzte vorhandene Befürchtungen und Vorbehalte gegen Ausländer, insbesondere gegen Katholiken und Juden und vertrat mit evangelischem Eifer eine angelsächsische Version des Amerikanismus. Im Jahr 1923 behauptete der Klan, über 3 Millionen eingeschriebene Mitglieder zu verfügen, mehr im Norden, wo die Einwanderer lebten, als im Süden, dem traditionellen Siedlungsraum der Afrikanischen Amerikaner. Er operierte faktisch in jedem Staat der Union, hielt öffentliche Paraden und Zeremonien ab, einschließlich eines kilometerlangen Umzugs in Washington, D.C.

Die enorme Popularität des Klan in den frühen zwanziger Jahren des 20. Jhs. reflektierte die allgemein verbreitete Befürchtung, die Einwanderer seien eine ökonomische Bedrohung. Als die Prosperität wuchs und die Einwanderung zurückging, ebnete die Unterstützung für den Klan ebenfalls ab. Sein Erfolg, ebenso wie der der Native American Party und der Know-Nothing Party im 19. Jh., offenbart jedoch die Empfänglichkeit vieler Menschen für Philosophien und Ziele dieser Art.

Allgemeine Reaktionsmuster

Was läßt sich zu der jahrhundertalten Erfahrung der Vereinigten Staaten sagen, zu der auch die Erscheinung gehört, daß Einwanderer Furcht und Feindschaft unter der einheimischen Bevölkerung hervorrufen? Besteht überhaupt ein Bezug zur gegenwärtigen europäischen Situation? Ein soziologischer Rahmen kann zum Verständnis nicht allein der amerikanischen, sondern auch der europäischen Erfahrung beitragen.

Der Fremde als ein soziales Phänomen

Die Reaktion der Einheimischen gegenüber den von außerhalb kommenden Gruppen vollzieht sich im Kontext bestimmter grundlegender Verhaltensmerkmale. Georg Simmel meinte, daß Fremde sowohl Nähe bedeuten, denn sie sind physisch nahe, als auch Ferne, denn sie reagieren unterschiedlich auf die unmittelbare Situation und haben andere Worte und Handlungsweisen.¹⁴ Alfred Schütz, ein anderer deutscher Sozialwissenschaftler, der in die Verei-

nigten Staaten emigrierte, sagte, dem Fremden mangle es an „intersubjektivem Verständnis“.¹⁵ Damit meinte er, daß diejenigen, die aus der vorhandenen gesellschaftlichen Umgebung stammen, gemeinschaftlich die Sprache (einschließlich des Slangs), die Gewohnheiten, Überzeugungen, Symbole und das alltägliche Verhalten „können“, was der Fremde üblicherweise nicht kann.

Für den Einheimischen ist daher jede soziale Situation eine Zusammenreffen nicht nur von Rollen und Identitäten, sondern auch von gemeinsamen Realitäten – die intersubjektive Struktur des Bewußtseins. Was für den Einheimischen selbstverständlich ist, muß dem Fremden problematisch erscheinen. In einer vertrauten Welt leben die Menschen, ohne die tägliche Routine zu hinterfragen oder zu reflektieren. Für Fremde ist jedoch jede Situation neu und wird daher als Krise empfunden. Einheimische können auf die Schwierigkeiten der Fremden beifügt, gleichgültig oder geringschätzig reagieren. Sie können hilfreich oder feindlich sein.

Hier kommt die Ethnizität ins Spiel. Ethnizität ist für den Menschen wie das Wasser für den Fisch. Sie ist so sehr ein Teil von uns, daß wir sie nicht wahrnehmen, bis unsere für selbstverständlich gehaltene Welt durch den Kontakt mit einer anderen Ethnizität erschüttert und durcheinandergewirbelt wird. Wir können darauf mit oder ohne Einsicht reagieren. Die Erkenntnis, daß es sich bei der Ethnizität einfach um die Menschlichkeit anderer Völker handelt, kann offensichtlich die Beziehungen zwischen den Gruppen entspannen.

Beziehungen und der Reiz der Ähnlichkeit

Seit Aristoteles – wenngleich in einem ganz anderen Zusammenhang – festgestellt hat: „Wir mögen die, die uns ähneln und nach gleichem streben“,¹⁶ haben sich Sozialwissenschaftler immer wieder dieser Problematik zugewandt. Zahlreiche Studien untersuchten, wie stark eine Person andere aufgrund der Ähnlichkeit der Meinungen, Werte, Überzeugungen, des sozialen Status oder der physischen Erscheinung schätzt. Bei Untersuchungen, wie sich die gegenseitige Attraktivität zwischen Menschen entwickelt, die sich ursprünglich fremd waren, arbeitete eine beeindruckende Zahl von Studien einen positiven Zusammenhang zwischen der Ähnlichkeit und der Zuneigung zwischen zwei Personen heraus. Dabei erscheinen die Erkenntnisse besonders bedeutsam, die belegen, daß die Annahme der Menschen, sie seien einander ähnlich, eine stärkere Bestimmungsgröße darstellt als die tatsächliche Ähnlichkeit.¹⁷ Es gibt vielfältige Belege für eine größere menschliche Empfänglichkeit gegenüber Fremden, die als ähnlich angesehen werden, als gegenüber denjenigen, die als verschieden empfunden werden.

Die Folge zu dieser Beziehung zwischen Übereinstimmung und Zunei-

gung ist die, daß als verschiedenartig empfundene Personen oft Ziele negativer Haltungen und Aktionen sind. Doch sind diese Annahmen nicht statisch, sondern veränderbar. So betrachteten sich die Anglikaner, Presbyterianer, Kongregationalisten, Lutheraner und Methodisten in den 13 englischen Kolonien des 18. Jhs., aus denen sich die Vereinigten Staaten entwickeln sollten, gegenseitig mit erheblichem Mißtrauen. Doch später vereinigten sie sich im Verständnis ihrer Übereinstimmung gegen die als verschieden empfundenen irischen Katholiken. In der Folgezeit sollten sich alle gegen die als verschieden angesehenen ost- und südeuropäischen Einwanderer vereinigen. Und noch später finden sich alle europäischen Amerikaner gegen die als verschieden angesehenen asiatischen Einwanderer zusammen.

Vergleichbare Erscheinungen finden sich in der Geschichte nahezu aller anderen Länder. In Deutschland sahen sich beispielsweise die Hessen oder die Sachsen als deutlich voneinander verschieden an, d.h. als Menschen, die wenig miteinander gemein hätten. Auch heute gibt es noch Reste eines solchen provinziellen Ethnozentrismus, doch die Hessen und Sachsen sehen nun engere Beziehungen zwischen sich selbst, im Gegensatz zu den „Unterschieden“ zu den kürzlich eingewanderten Ausländern.

Soziale Distanz

Seit 1920 nutzen die Soziologen ein von Emory Bogardus entwickeltes, ausgezeichnetes Meßinstrument. Dieser Index sozialer Distanz erfaßt die Interaktionsmuster und die Akzeptanzniveaus, die jede einzelne Gruppe in einer Gesellschaft repräsentiert bzw. die ihr entgegengebracht werden.¹⁸ In fünf vergleichenden Studien, die sich über eine Zeitspanne von mehr als fünfzig Jahren erstreckten, stellten Forscher die weiter oben erwähnten Beziehungen von Ähnlichkeit und Zuneigung dar und fanden heraus, daß Nord- und Westeuropäer an der Spitze einer entsprechenden Skala standen und Gruppen von anderen Rassen an deren Ende.

Ein interessanter Aspekt der sozialen Distanz scheint ihr Zusammenhang mit der Einbürgerung der Einwanderer zu sein. In einer 1990 veröffentlichten Studie wurde festgestellt, daß Einwanderer, die zu den von den Amerikanern weniger akzeptierten ethnischen Gruppen gehören, fünfmal wahrscheinlicher amerikanische Bürger werden als Einwanderer, die nur wenig soziale Distanz verspüren.¹⁹ Vielleicht veranlaßt die mangelnde soziale Akzeptanz diese Einwanderer, die Staatsbürgerschaft anzustreben, um zumindest die legale Anerkennung ihrer Zugehörigkeit zu erhalten.

Ethnische Gewalt

Konflikte zwischen Gruppen existieren seit Tausenden von Jahren. Vorfälle von Belästigung, Einschüchterung, Graffiti, Vandalismus und Übergriffe sind auch schmerzvolle Erinnerungen an die fortwährende Existenz von Rassismus, Bigotterie und Diskriminierung. Die gewalttätigen Episoden mögen als Muster aus ähnlichen Aktionen der Vergangenheit bekannt sein, doch kann das weder die Opfer beruhigen noch die heutige Generation, die sich zweifellos als fortgeschrittener und toleranter empfindet als die vorangegangenen Generationen.

Die Untersuchung der sporadischen Ausbrüche ethnischer Gewalt über Generationen hinweg offenbart bestimmte Gemeinsamkeiten. Ob eine Gruppe von ethnischer Gewalt bedroht ist, hängt zunächst davon ab, als wie „verschieden“ oder „anders“ sie angesehen wird. Ein weiterer, möglicherweise entscheidender Faktor sind Frustration und Ressentiments wegen schlechter wirtschaftlicher Verhältnisse. Arbeitslosigkeit, materielle Not oder wirtschaftliche Gegensätze schaffen einen fruchtbaren Boden für Gewalt, die von Bigotterie flankiert ist. Intoleranz wächst gewöhnlich mit der Gefährdung der eigenen finanziellen Situation. Meist werden auffällige, aber schwache Gruppen zum Sündenbock gestempelt, auf die die Ängste und Enttäuschungen geleukt werden.

Umgekehrt kann Gewalt als Akt des Widerstandes von einer Minderheit ausgehen. Obwohl dies spontan geschehen kann, handelt es sich gewöhnlich um einen in langanhaltenden Mißständen wurzelnden Ausbruch. So brach der Aufstand in 1992 von Los Angeles nach dem Freispruch von vier weißen Polizisten aus, die angeklagt waren, Rodney King, einen Schwarzen, mißhandelt zu haben. Die meisten der 30 Millionen afrikanischer Amerikaner beteiligten sich nicht an dem Aufstand, sondern nur eine relativ kleine städtische Unterklasse von Schwarzen und Latinos in Los Angeles, die Asiaten, Schwarze und Weiße als Opfer erkoren. Wirtschaftliche Hoffnungslosigkeit – chronische Arbeitslosigkeit, ärmliche Wohnverhältnisse, geringer Bildungs- und Ausbildungsstand – nährten den Aufstand. Aufstände dieser Art könnten anschließend durch die Verbesserung der Lebensverhältnisse und der Beschäftigungsmöglichkeiten verhindert werden – dann, wenn Verzweiflung durch Hoffnung ersetzt wird.

Sprache

Befürchtungen der Einheimischen hinsichtlich der Sprache gibt es auch heute in den Vereinigten Staaten, vor allem wegen des Spanischen, das die nach wie vor starke lateinamerikanische Immigration mit sich bringt. Jedoch lernen

diese neuen Amerikaner – wie Millionen vor ihnen – das Englische ebenso rasch wie frühere Einwanderer. Eine Umfrage in Houston im Jahre 1990 ergab, daß 87 Prozent der in der Region beheimateten *Hispanics*²⁰ es als „ihre Pflicht“ ansahen, so schnell wie möglich Englisch zu lernen. Aus einer 1985 publizierten Studie der *Rand Corporation*, eines weithin respektierten *think tank* geht hervor, daß 98 Prozent der lateinamerikanischen Eltern in Miami – ein Drittel der *Hispanics* – es für äußerst wichtig halten, daß ihre Kinder das Englische beherrschen. Alle Einwanderer bleiben ihrer Sprache über einen gewissen Zeitraum verhaftet, doch sowohl die wirtschaftlichen Zwänge eines erwünschten Aufstiegs als auch die Akkulturation drängen sie, die Sprache ihres neuen Landes zu erlernen. Und ihre Kinder sprechen selbstverständlich fließend die Sprache des Landes, in dem sie aufwachsen.

Kultur

Die Kultur einer jeden Nation ändert sich ständig. Entdeckungen, Erfindungen, technologische Fortschritte, Innovationen oder auch Naturkatastrophen vermögen die Bräuche, Werte, Haltungen und Überzeugungen einer Gesellschaft zu ändern. Kulturelle Diffusion, die Verbreitung von Ideen, Erfindungen und Praktiken von einer Kultur zur anderen ist ein kumulativer und kontinuierlicher Prozeß. Vertreter von Mehrheitskulturen, die ihre Gesellschaft von den Einflüssen ausländischer Elemente fernhalten wollen, setzen sich der Lächerlichkeit aus, da alle Kulturen unvermeidbar von anderen Kulturen beeinflusst werden. Der Anthropologe Ralph Linton schätzte, daß eine Kultur etwa 90% übernommener Elemente enthält.²¹

Aus zahllosen Beispielen sei hier nur das von Rufus King, eines amerikanischen Gesandten im England Ende des 18. Jhs., gewählt. King schrieb an Außenminister Timothy Pickering über seine Furcht, die irischen Einwanderer könnten „unseren wahren nationalen Charakter verunstalten“, den er im unberührten Neuengland für besonders rein hielt.²² Während seine Befürchtungen über die Iren die Amerikaner heute amüsieren werden, kann man leicht „irisch“ durch eine der anderen Einwanderungsgruppen ersetzen, und wird dann nahezu in jedem Empfängerland von besorgten Einheimischen die gleichen Argumente über die Gefährdung des Nationalcharakters hören.

Diese Besorgnisse sind so grundlos wie früher. Woher können wir das wissen? Nehmen wir die deutsche Präsenz, die nicht nur Benjamin Franklin im 18. Jh. benutzte, sondern auch die Know-Nothing Party im 19. und den Ku Klux Klan im 20. Jh. Deutschland hat seit 1820 weit mehr Auswanderer als jede andere Nation in die Vereinigten Staaten gesandt. In der Volkszählung von 1990 gaben 58 Millionen Amerikaner (23 Prozent der Gesamtbevölkerung!) an, deutscher Herkunft zu sein. Das sind viel mehr als die Amerikaner, die eine

irische (16 Prozent) oder englische (13 Prozent) Herkunft angaben.²³ Doch wer hält die Vereinigten Staaten für eine germanisierte Nation?

Die amerikanische Gesellschaft ist durch die Vielfalt der Menschen, die kamen, um hier Wurzeln zu schlagen, stets bereichert, doch niemals untergraben worden. Die mutigen Menschen, die ihren Traum von einem besseren Leben verwirklichen wollten, waren bereit, das Land ihrer Vorfahren aufzugeben und alte Traditionen und alte Träume zugunsten neuer Traditionen und neuer Träume aufzugeben. Sie kamen, um sich einzureihen, Teil einer Nation zu werden, von der sie annahmen, daß sie ihnen die Chance für die Verwirklichung ihres Traumes von einem besseren Leben bot.

Die neuen Einwanderer verhalten sich ebenso. Dennoch gibt es eine Diskrepanz zwischen Wirklichkeit und Wahrnehmung. Auch die Einwanderer unserer Tage rufen Unruhen und Kontroversen hervor. Wie schon früher sind auch jetzt Sorgen über die Bedrohung der nationalen Einheit zu vernehmen. In einer Umfrage der *Business Week* von 1992 äußerten 68 Prozent der Befragten, sie seien über die gegenwärtige Einwanderungswelle beunruhigt und hielten die Immigration für eine schlechte Sache für das Land. Die Öffentlichkeit befürchtet, die Einwanderer könnten Arbeitsplätze wegnehmen, die Löhne drücken und zuviel staatliche Unterstützung in Anspruch nehmen.²⁴ Auch eine Umfrage der *Newsweek* ergab 1993, daß 60 Prozent der Amerikaner die Einwanderung nunmehr als schlecht für das Land ansahen.²⁵

Wie real sind diese Befürchtungen? Angaben aus den achtziger Jahren beweisen, daß die wirtschaftlichen Vorteile für die Nation bei weitem die Kosten übersteigen.²⁶ Etwa 11 Millionen beschäftigte Einwanderer verdienten 240 Milliarden Dollar, zahlten mehr als 90 Milliarden Dollar Steuern, viel mehr als die geschätzten 5 Milliarden, die Einwanderer als Sozialhilfe erhielten. Einwanderer wirkten an der Revitalisierung von Städten und alten Vorstädten mit, tätigten Geschäfte und wurden Unternehmer und Konsumenten. Sie bildeten neue Märkte für Güter und Dienstleistungen, schufen Tausende von Arbeitsplätzen in ihren winzigen Läden und trugen in Milliardenhöhe zum wirtschaftlichen Ergebnis bei. Dieses Muster ist überall anzutreffen. 1992 errechnete das *Institut der deutschen Wirtschaft*, daß ausländische Arbeiter 10 Prozent des Bruttosozialprodukts des Landes erwirtschafteten. Ein anderes führendes deutsches Wirtschaftsinstitut gab an, die Einwanderer würden 14 Milliarden DM mehr an Steuern und Sozialabgaben zahlen, als sie über die verschiedenen Sozialleistungen erhielten.²⁷

Einwanderer erweitern die Arbeitsmärkte in industrialisierten Ländern mit niedrigen Geburtenraten und einer wachsenden Anzahl von Pensionären. Sie bemühen sich zuweilen mit einem Eifer, der dem religiöser Konvertiten ähnelt, aktive, engagierte Teilnehmer in ihrem neuen Land zu werden. Das ist den Einheimischen seit langem gegeben, die Neuankömmlinge müssen es sich

– obgleich frisch und dynamisch – erst erarbeiten. Jeder neue Einwanderer belebt demnach die Ideale der Nation von Freiheit, Chancen und harter Arbeit von neuem.

Um die Befürchtungen der Einheimischen und den Einfluß von Extremisten zu überwinden, sollten wir anderen helfen, die Erfahrungen der Nation in einem weiteren Kontext zu sehen. Wir müssen sie über die Muster der Vergangenheit, die Realitäten der Gegenwart und über die Aussichten der Zukunft informieren. Ein die Kulturen überspannender, sozio-historischer Ansatz bietet das geeignete Mittel. Wie die Vereinigten Staaten und ihre Geschichte beweisen, vermag eine Nation ihre Einwanderer nicht nur in ihre Reihen aufzunehmen, sondern daraus auch großen Nutzen ziehen.

Aus dem Amerikanischen von Rolf Müller-Syring

- 1 N. Glazer/D. P. Moynihan, *Beyond the Melting Pot*, Cambridge (Mass.) 1970, S. 1.
- 2 Vgl. W. C. Smith, *Americans in the Making*, New York 1939, S. 394. (Die bäuerlichen deutschen Einwanderer wurden damals – unabhängig von ihrer tatsächlichen regionalen Herkunft – „Pfälzer“ (Palatines) genannt. (Anm. d. Übers.)
- 3 Vgl. M. R. Davic, *World Immigration*, New York 1936, S. 36.
- 4 Vgl. H. Koningsberger, *Holland and the United States*, New York 1968, S. 20.
- 5 Diese Angaben der American Historical Association stammen von einer Vornamen-Analyse der in der Zählung von 1790 erfaßten 3.9 Millionen Einwohner. Der Anteil der afrikanischen Sklaven an der Gesamtbevölkerung betrug damals etwa 20%.
- 6 Vgl. A. M. Greeley, *The American Catholic: A Social Portrait*, New York 1977, Kapitel 1; R. D. Alba, *Italian Americans: Into the Twilight of Ethnicity*, Englewood Cliffs (New Jersey) 1985, S. 9-12.
- 7 Vgl. *American Observer*, 50, 29. November 1971, S. 4.
- 8 Die in diesem Artikel verwendeten Bevölkerungszahlen stammen aus den Berichten des U.S. Bureau of the Census. Die Einwanderungszahlen sind den Berichten des U.S. Immigration and Naturalization Service entnommen.
- 9 C. Beals, *Brass Knuckle Crusade*, New York 1960, S. 5.
- 10 Ebcnda.
- 11 Vgl. R. A. Billington, *The Protestant Crusade 1800-1860*, New York 1938, S. 388.
- 12 Vgl. J. Higham, *Strangers in the Land*, New York 1973, S. 7.
- 13 T. J. Curran, *Xenophobia and Immigration 1820-1930*, Boston 1975, S. 99-108.
- 14 Vgl. G. Simmel, *The Stranger*, in: K. H. Wolff (Hrsg.), *The Sociology of Georg Simmel*, New York 1950.
- 15 A. Schütz, *The Stranger*, in: *American Sociological Review*, 69, May 1944, S. 449-507.
- 16 Aristotle, *The Rhetoric*, New York 1932.
- 17 Vgl. Byrne et al., *The Ubiquitous Relationship: Attitude Similarity and Attraction. A Cross Cultural Study*, in: *Human Relations*, 24, 1971, S. 201-207.
- 18 Vgl. E. Bogardus, *Comparing Racial Distance in Ethiopia, South Africa, and the United States*, in: *Sociology and Social Research*, 52, January 1968, S. 149-156.
- 19 Vgl. A. Walsh, *Becoming an American and Liking it as Functions of Social Distance and Severity of Initiation*, in: *Sociological Inquiry*, 60, 1990, S. 177-189.
- 20 In Nordamerika geläufige Bezeichnung für Einwanderer aus den spanischsprachigen lateinamerikanischen Ländern – Anm. d. Übers.
- 21 Vgl. R. Linton, *The Study of Man*, Englewood Cliffs (New Jersey) 1936.

Einwanderung als Erfahrung: die Vereinigten Staaten

- 22 Vgl. J. M. Smith, *Freedom's Fetters*, Ithaca (New York) 1956, S. 250.
- 23 Vgl. U.S. Bureau of Census, *1990 Special Census Tabulations, 1990*, CPH-I-89, S. 1.
- 24 Vgl. M. J. Mandel/C. Farrell, *The Immigrants*, *Business Week*, 13. Juli 1992, S. 114-122.
- 25 Vgl. T. Morganthau, *America: Still a melting pot?* *Newsweek*, 9. August 1993, S. 16-23.
- 26 Vgl. M. J. Mandel/C. Farrell, *The Immigrants* (Anm. 24), S. 114.
- 27 Vgl. G. L. Geipel, *German Extremism: Try a Head-On Political Assault*, in: *International Herald Tribune*, 12. März 1993.